

Was das Auge niemals sah

Jeder Satz erkundet einen fremden Planeten: Die neue Ausgabe der Werke Johann Peter Hebels öffnet die Tür zur wilden Gelehrsamkeit.

Eingeweidewürmer sind für das achtzehnte Jahrhundert ein philosophisches Problem. Da sie außerhalb tierischer Körper nicht vorkommen und sterben, wenn man sie aus ihrem natürlichen Lebensraum entfernt, gibt es für ihre Existenz keine andere Erklärung als die, dass ihr „Same den Thieren angeboren sey“. Zu diesem Schluss kommt zumindest Marcus Elieser Bloch – der Gelehrtegeschichte besser bekannt als der Begründer der modernen Ichthyologie – in seiner 1782 erschienenen Abhandlung „Von der Erzeugung der Eingeweidewürmer und den Mitteln wider dieselben“. Da man im achtzehnten Jahrhundert von Pasteurs Keimtheorie noch nichts ahnt, verwandelt sich somit eine gründlich axiomatische Studie auf dem Feld der Naturkunde in die Hypothese eines vererbten Parasitismus: Die Krankheit ist mit uns, in uns, noch ehe wir geboren sind.

Die Merkwürdigkeit dieser Überlegung verzeichnet ein anderer, nämlich der zweiundzwanzigjährige Hauslehrer Johann Peter Hebel, der Blochs Theorie aus deren ausführlicher Darlegung in den „Gothaischen gelehrten Zeitungen“ exzerpiert. Die Würmer finden sich dort, in Hebels erstem Exzerptheft, wieder inmitten von Auszügen aus dem „Magazin fürs Frauenzimmer“ (etwa zur Frage, wie man „bei beiden Geschlechtern den Un-

schen dem Niedersten und dem Höchsten liegt nur ein Gedankensprung, ein Umblättern. Gleich, ob sie sich mit theologischen Grundfragen oder mit der Perspektivenlehre befasst, ob sie Moses Mendelssohns Vorlesungen, entomologische Funde oder den noch unentlarvten Ossian referiert: Immer wird Hebels Schrift getragen von der Überzeugung, dass all das durch eine Wahrheit zusammengehalten wird. Und dass es gar nicht nötig ist, diesen Zusammenhang auszusprechen, sondern sich dieser wie von selbst aus der Überführung der Welt in Worte – gleich welchen Ursprungs – ergibt.

Ansichtig wird uns jenes Kaleidoskop wilder Gelehrsamkeit in der sechsbändigen, von Jan Knopf, Franz Littmann und Hansgeorg Schmidt-Bergmann editierten Ausgabe von Hebels Werken, in deren zweitem Band erstmals das Konvolut der Exzerpthefte vollständig einzusehen ist. Zum Vorschein kommt hierbei zum Ersten die wissenschaftliche Unterseite einer in sich gespaltenen intellektuellen Biographie. Hebel, 1760 in Hausen im Wiesental geboren und im Alter von zwölf Jahren als Vollwaise der Obhut der Karlsruher Intelligenzia überstellt, verfehlt sein ihm von der Mutter aufgegebene Berufsziel der eigenen Pfarrstelle immer wieder. Er scheitert nach oben: Nach einer kurzen Laufbahn als Gymnasiallehrer für Latein, Griechisch und Hebräisch wird er 1798 zum außerordentlichen Professor für dogmatische Theologie und hebräische Sprache ernannt, zehn Jahre später wird er Direktor des Karlsruher Lyceums, 1819 schließlich erster Prälat der Evangelischen Landeskirche, als welcher er die lutherische und die reformierte Kirche Badens fusioniert.

Jene vermeintlich glatte Oberfläche der akademischen Laufbahn, auslaufend in die Existenz eines Kirchenfunktionärs, täuscht darüber hinweg, dass man es hier mit einem Menschen zu tun bekommt, der so welftoffen, aufgeschlossen und neugierig ist wie nur wenige in seiner Epoche. Hebel liest alles. Seine Aufzeichnungen bezeugen eine intensive Kant-Lektüre wie ein gesteigertes Interesse an exotischen Tieren (dem Gyrfalk, dem Ziegenmelker, der Dronte!). Er vermerkt Reiseberichte über die Zustände im gegenwärtigen Spanien wie Fossilienfunde, notiert moralische Fragen (wie die Todesstrafe für Kindsmörder) mit derselben Gleichmut, mit der er Gedichte abschreibt. Hebels Archiv gleicht einem Kuriositätenrausch.

Zum Zweiten aber ist dieser ungeheurer Wissensspeicher auch mit jenem Textkorpus verschaltet, mit dem Hebels Name bis heute verbunden und erinnert wird: den Kalendergeschichten, die Hebel ab 1802 zunächst als Mitarbeiter, als bald als alleiniger Redakteur des Badischen Landkalenders verfasst und 1811 in Auswahl unter dem Titel „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes“ veröffentlicht hat. Die Herausgeber der neuen Ausgabe haben großen Wert darauf gelegt, Hebels Kalenderbeiträge sowohl in



„Kannivertan“, hier in einem Stich aus den „Münchener Bilderbögen“, gehört zu Hebels berühmtesten Kalendergeschichten. Foto AKG

ihrer Gesamtheit nach den Erstdrucken zu edieren, als auch erstmals jene Sachtexte mit aufzunehmen, die etwa die stehenden astrologischen Kalenderrubriken – als eine fortgesetzte „Betrachtung des Weltgebäudes“ – kommentierend begleiten. Die Verbindungen von Hebels eigener Lektürepraxis und seiner kalenderischen Wissensvermittlung sind augenfällig. Fortwährend sieht man Hebel angelegenes Detailwissen auserzählen.

Aber was heißt auserzählen? Es ist doch vielmehr die Kunst der Reduktion, die Hebels Poetik ausmacht. Hebel baut ab. Er liest etwa Heinrich Sanders Abhandlung „Zur Geschichte des Eichen-spinners“, exzerpiert die hieraus gewonnenen neuen Erkenntnisse – und nimmt ihnen sodann als Erstes den Herrschaftsgestus. Das Resultat ist ein Text mit dem Titel „Von den Processions-Raupen“ – naturwissenschaftlich präzise in der Beschreibung, aber konsequent im Verzicht auf Ermächtigung. Die Raupen verwandeln sich unter der Hand in Agenten der Moral: „Oft fürchten wir, wo nichts zu fürchten ist, ein andermal sind wir leichtsinnig nahe bei der Gefahr“ – so lautet die Lektion. Hat man sie durchlaufen, dann weiß man nicht nur, dass der Stich dieser Tiere „unzählige kleine unsichtbare Wunden“ reißt. Spürbar wird dadurch auch, „was man auch sonst im menschlichen Leben so oft erfährt, und doch so wenig bedenkt“: dass nämlich

vielleicht kleine Ursachen ins Große wirken – und dass es mithin leichter ist, „den Schaden zu verhüten, als wieder gut zu machen“.

So bleibt in Hebels Kalendergeschichten die Natur – von Fauna und Flora über den Menschen (den man zum Beispiel „in Kälte und Hitze“ kennenlernen kann) bis ins Weltall hinauf – stets eine wundersame Größe. Sie ist nicht zu beherrschen, sondern nur in Bezug auf das eigene Leben – mithin: auf das Leben des einzelnen Landkalenderlesers hin – zu verstehen. Jeder Satz in diesen Texten erschafft das Verhältnis zwischen der Welt und ihren Bewohnern neu. Jeder Satz erkundet einen fremden Planeten, macht uns mit dessen Geheimnissen vertraut, ohne uns zuzugestehen, dass wir wirklich schon viel verstanden haben. Hinüberzuschauen in ein „Thal, welches unsre Augen noch nie gesehen haben“: Das ist der Grundgestus dieses Erzählens.

In seiner berühmten Rede zur Lörracher Hebelfeier 1956 hat Heidegger jene seltsame Verschränkung von furiosom Weltwissen und erzählerischer Ausnüchterung auf die Formel gebracht, Hebel „verbauere das Universum“. Diesseits von allem Bauen und Wohnen liegt die Größe Hebels jedoch vor allem in seiner einzigartigen Fähigkeit, die Poesie gerade in der Beschränkung auf dasjenige zu finden, was zu wissen ist. Nur wenig trennt dabei manche Geschichten von dem, was

wir heute eine Agenturmeldung zu nennen pflegen. Nicht einmal zehn Zeilen braucht er, um aus der um ein Jahr verzögerten Explosion eines Blindgängers des britischen Bombardements von Kopenhagen 1807 eine anspruchsvolle Szene zu formen. Stumm ist das Dasein der Granate unter der Erde. Zwei Knaben finden sie. Einer der beiden versucht sie mit einem Nagel zu reinigen. Dann genügt ein einziger Satz, der das Geschoss entzündet, an seinem Ende einen Toten, zwei Verstumelte und einen ratlosen Säugling hinterlässt. Quintessenz: „Dieß lehrt vorsichtig seyn mit alten Granaden und Bomben-Kugeln.“ Fertig, alles gesagt – und die Welt für jede Frage offengelassen. Das kann nur Hebel.

Man möchte sich die Zeit nehmen, ganz in dieses Werk einzutauchen: die schon von Goethe früh gerühmten „Allemanischen Gedichte“, von denen bis hierhin nicht zu reden natürlich schon eine Sünde für sich gewesen ist, laut zu lesen; den dunklen Irrsinn des „Almanachs des Proteus“ zu erkunden; Hebels oft recht grüblerischen Korrespondenzen folgen – oder ganz einfach immer und immer wieder staunend vor dem „Unverhofften Wiedersehen“ verweilen. Und wenn man die Zeit denn hätte, so bliebe über all dem am Ende doch jener eine Satz, auf den Hebel beim Sinnieren über Landschaft und Leben der Venus verfallen ist: „So viel man weiß, gerne wüßte man noch mehr.“ PHILIPP THEISOHN

Beichte im Badezimmer

Philipp Stadelmaiers Roman „Queen July“

Dass ein männlicher, deutschsprachiger Schriftsteller um die dreißig nicht allein von sich und seiner Lebenswelt erzählt, wie es in der Gegenwartsliteratur in den letzten Jahren in Mode gekommen ist (Stichwort: Autofiktion), ist zunächst einmal erfrischend. Für seinen Roman wählt Philipp Stadelmaier dieses Setting: ein Badezimmer im hochsommerlichen Paris, darin zwei Frauen, von denen die eine, July, in der Wanne Abkühlung sucht, während die andere, Aziza, ihr mit langem Atem von ihrem Leben in Dschibuti berichtet. Sie erzählt von ihrer Tätigkeit als Anästhesistin, ihren Affären mit Männern und Frauen, ihren Martinis und Eskapaden im örtlichen Sheraton. In der Hauptsache aber geht es um die in ihre wohlgeordnete Welt hereinbrechende Konfrontation mit der Jugendliebe aus Pariser Schulzeiten. Im Ton ist das Buch leicht, ja plauderhaft im besten Sinne, und es verzichtet auf badezimmerpsychologischen Jargon. „Queen July“ ist ein weltläufiges Buch, das sich zudem auf der Höhe des kritischen Gegenwartsdiskurses bewegt: Immer wieder, mitunter nur beiläufig, werden Themen wie Gender, Ethnizität und Kolonialismus aufgegriffen.

Umso erstaunlicher wirkt es daher, dass es im Gespräch der beiden Frauen am Ende doch wieder nur um einen Mann geht; durch den sogenannten Bechdel-Test, ein kritisches Verfahren zur Identifikation stereotyper Weiblichkeitsbilder in Film und Literatur, würde der Roman vermutlich durchrasseln. Außerdem wird nicht wirklich überzeugend entwickelt, warum Aziza derart gefesselt ist von ihrer einstigen Jugendliebe. Der meist nur mit seinem Nachnamen genannte „Strehler“ verkörpert das Klischeebild eines undurchsichtigen, verschlossenen Mannes, dessen Ausstrahlung ebenso faszinierend wie gefährlich ist. Dies verleitet Aziza an einer Stelle zu einem bizarren Vergleich: „Strehler, das war wie Terror, eine imaginäre Form des Terrors. Irgendwann taucht er mit seiner Kalaschnikow in deinem Leben auf und mählt alles nieder.“ Klar, es sind die Gedanken einer literarischen Figur, aber man darf sich schon fragen, worauf Philipp Stadelmaier, als Verfasser eines vielbeachteten Essays über „Terror und Meinung“ (2016), eigentlich hinauswill: Geht es ihm um die drastische Beschreibung einer toxischen Mann-Frau-Beziehung? Oder um eine verstörend zeitgemäße Sprache der Liebe? Dies würde die Geschmackslosigkeit nicht aufheben, sie aber zumindest erklären. sina

Philipp Stadelmaier: „Queen July“. Roman. Verbrecher Verlag, Berlin 2019. 144 S., geb., 19,- €.



Seelöwen haben mehr Rhythmus im Blut als Wellensittiche

Wir Menschen nennen es Musik: Henkjan Honing zeigt, dass die Suche nach den Ursprüngen des Taktgefühls im Tierreich für Überraschungen gut ist

Am Ende ist es dann doch kein Affe, der den Takt schlägt, sondern die Seelöwin Ronan, die ihren Kopf mit erstaunlicher Präzision und offenkundiger Begeisterung im Rhythmus von Musik bewegt. Man kann sich auf Youtube selbst davon überzeugen. Damit scheint freilich auch die zweite Theorie zur Entstehung von Taktgefühl widerlegt, deren Überprüfung die vielen eigenen und fremden Studien gewidmet sind, von denen der niederländische Musik-Kognitionsforscher Henkjan Honing in diesem Buch berichtet: eine Theorie, die in der Fähigkeit zu vokalem Lernen, wie sie etwa Menschen, Papageien und Elefanten, nicht aber Seelöwen besitzen, die Voraussetzung für die Wahrnehmung und Reproduktion regelmäßiger Rhythmen sieht.

Honing ist seit rund zehn Jahren ein engagierter Anfänger einer fächerübergreifenden Forschungsrichtung, die die alte Frage nach dem Ursprung der Musik nicht durch zwar faszinierende, aber letztlich unüberprüfbare Spekulationen zu beantworten sucht. Stattdessen rückt hier die Musikalität in den Blick als ein Bündel von anatomisch und kognitiv verankerten Fähigkeiten, die zusammen das ermöglichen, was wir Menschen Musik nennen. Zu den Elementen der Musikalität zählen etwa vokales Lernen, das relative Gehör oder das Taktgefühl. Und um das Taktgefühl und darum, welche Tierarten über es verfügen, wie alt es entwicklungs geschichtlich sein könnte und wozu es dient, geht es in diesem Buch.

Das Taktgefühl interessiert Honing schon lange. 2009 hatte er in einer aufsehenerregenden Studie nachgewiesen, dass schon wenige Tage alte Säuglinge darüber verfügen. Genauer: dass ihr Elektroenzephalogramm (EEG) die typische Reaktion auf eine Erwartungsverletzung zeigt, wenn in Rhythmen ein Schlag auf einer schweren Taktzeit, also der Downbeat, ausgelassen wird.

Hier beginnt die Geschichte des Buches, das voller Begeisterung für seinen Gegenstand, mit einem gehörigen Sinn für Spannung und immer voll Empathie für die Versuchstiere von Laborbesuchen in aller Welt, kniffligen Versuchsanordnungen und Gelehrtenwetten um eine Flasche guten Rotweins berichtet.

Darwin ist auch für Honing noch immer eine Autorität. Daher folgte er zunächst dessen Intuition, dass zumindest alle die Tiere, die durch Herzschlag und regelmäßige Fortbewegung über eine leibliche Erfahrung regelmäßiger Rhythmen verfügen, auch Taktgefühl zeigen müssten. Honing beginnt bei den nächsten Verwandten des Menschen, den Affen: Dass sie keine guten Trommler sind, weiß die Biologie. Auch in Verhaltensstudien war es nicht möglich, Rhesusaffen, Japanmakaken oder Schimpansen beizubringen, sich mit einem regelmäßigen Beat so zu synchronisieren, wie wir Menschen das tun würden: nämlich nicht in Form bloßer Reaktionen, also immer etwas zu spät, sondern in der Antizipation des nächsten Schlags sogar ein wenig zu

früh. Aber vielleicht können sie regelmäßige Beats ja wenigstens wahrnehmen? Eine Wiederholung des Baby-Experiments mit Rhesusaffen im Labor des mexikanischen Forschers Hugo Merchant brachte keine Ergebnisse. Das Affenhirn registrierte zwar ausgelassene Schläge, unterschied dabei aber nicht zwischen Downbeat und Upbeat.

Darwins Theorie wird damit ausgeschlossen. Eine neue muss her: Könnte Taktgefühl eventuell etwas mit der Existenz und der Stärke der neuronalen Kopplung zwischen den für das Hören und den für das Bewegen zuständigen Hirnarealen zu tun haben? Dann aber geht auf Youtube ein Video des Kakadus Snowball viral und führt zur Formulierung der Vokales-Lernen-Theorie durch Aniruddh Patel. Denn Snowball „tanzt“ synchron zu einer ganzen Reihe von Popmusik-Hits.

Ein Youtube-Star: Der Kakadu Snowball „tanzt“ synchron zu Popmusik-Hits. Foto dpa



Honing verlegt sich daraufhin auf die Vogelwelt und entwirft mit Carel ten Cate in Leiden ein Verhaltensexperiment für Zebrafinken: Diesen werden eine Reihe entweder regelmäßiger oder unregelmäßiger Rhythmen vorgespielt, und nur, wenn sie sie richtig unterscheiden, erhalten sie Futter. Am Ende steht fest, dass die Finken die zwei Rhythmusklassen zwar richtig unterscheiden, das aber wohl nicht in erster Linie anhand des Merkmals der Regelmäßigkeit tun. Gleichzeitig kann eine Gruppe japanischer Forscher aber zeigen, dass Wellensittiche ihr Picken zu einem Metronom fast so wie Menschen synchronisieren, sie die Schläge also wenigstens teilweise antizipieren.

Als es also bereits sehr gut aussieht für die Vokales-Lernen-Hypothese und die Flasche Rotwein dem Wettgewinner überreicht ist, sprengt die Seelöwin Ronan mit ihrem Headbanging, das um etliches präziser ist als der „Tanz“ des gehypten Snowball, die Party. Es sagt viel aus über den Forschergeist Honings, dass er darauf nicht mit Frustration oder Verdrängung reagiert, sondern nach Amerika fliegt, sich persönlich von Ronans Leistungen überzeugt und ihr ohne Neid zugesteht, sie könne den Beat eines Musikstücks sogar schneller erkennen und aufnehmen als er selbst. Zum Abschied gibt's ein Küsschen von der Seelöwin und die Überlegung, ob zur Erklärung des Taktgefühls nicht doch die Theorie der Verbindung zweier Hirnareale taugen könnte. Die Suche geht weiter.

Das Buch ist ein ausnehmend glückliches Beispiel für das, was gerade wieder als Wissenschaftskommunikation von der Politik angemahnt wird: Geschrieben von einem genuin wissbegierigen und dabei vollkommen uneitlen Forscher, blendet es nicht einfach mit spektakulären Ergebnissen, sondern macht – empirische – Wissenschaft als Prozess und als gemeinsame Anstrengung eines Kollektivs erfahrbar. Es zeigt, wie Beobachtung, Theoriebildung, Überprüfung und Ergebnisinterpretation aufeinander aufbauen, wie viel Ehrlichkeit mit sich selbst, Geduld, Frustrationstoleranz und Wahrheitsliebe es dafür braucht. Es macht mit einer Reihe von Methoden der Neuro- und Kognitionswissenschaft und Verhaltensbiologie vertraut und bricht dabei ganz nebenbei auch eine Lanze für gelebte Interdisziplinarität.

Wer dann noch mehr wissen will über die Elemente und Ursprünge der Musikalität, dem sei das von Honing voriges Jahr herausgegebene, freilich bislang nur auf Englisch erschienene Buch „The Origins of Musicality“ (MIT Press) ans Herz gelegt. MELANIE WALD-FUHRMANN

Henkjan Honing: „Der Affe schlägt den Takt“. Musikalität bei Tier und Mensch. Eine Spurensuche. Henschel Verlag, Leipzig 2019. 208 S., Abb., br., 24,- €.

